

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 236.

Montag, 29. August

1932.

Die Schönste im Land

Roman von Heinz Lorenz Lambrecht.

(19. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten)

Dr. Brandenburgs Gesicht wurde sofort ernst. Er sah fragend seinen Sohn an. Theo nickte nach Flip hin, um anzudeuten, daß der schon alles sagen würde, was nötig war.

Flip brachte ohne Umschweife sein Anliegen vor. Er bat Ulrich Brandenburg, keinen weiteren Schritt in der Angelegenheit zu tun, selbst wenn Wohlgemuth auf seiner Absicht bestehen würde, die Zeitschrift zu verkaufen. Er deutete kurz seine Unterredung mit Wohlgemuth an und begründete seine Bitte. Zum Schluß sagte er eindringlich: „Nicht wahr, Herr Doktor, es gibt Geschäfte, die man nicht macht, selbst wenn sie noch so gut sind. Es mag sein, daß Sie über kurz oder lang in den Besitz der „Lebensfragen“ kommen, aber dann soll es auf einer Basis geschehen, die des Rufes Ihres Hauses würdig ist.“

Ulrich Brandenburg hatte aufmerksam, mit unbewegtem Gesicht zugehört. Jetzt glitt ein leises Lächeln um den fest geschlossenen Mund, nicht, weil er sich über Flips gute Meinung vom guten Ruf seines Hauses amüsierte — die ganze Art dieses jungen Mannes berührte ihn angenehm. Das war ein Junge, den man einfach gern haben mußte.

Er sagte: „Lieber Rastor, Sie kommen mir da auf eine ganz ungeschäftsmäßige Art und Weise dazwischen. Aber wie Sie die ganze Sache darstellen, muß man sich Ihnen ja wohl fügen, wenn man nicht als Schubial dastehen will. Es ist wirklich ein sonderbares Kuriosum, daß Sie dabei meine eigene Nichte ins Feld führen können, um mich am Kauf der „Lebensfragen“ zu hindern. — Also, wie sagten Sie: über kurz oder lang? Gut, ich nehme das als sichere Chance. Ich will warten und Ihnen vertrauensvoll die Basis überlassen, auf der das Geschäft dann — über kurz oder lang — abgeschlossen werden kann.“ Sein Lächeln hatte sich vertieft.

Flip fühlte sein Herz klopfen. Er hatte das Bedürfnis, dem Manne vor ihm etwas recht vom Herzen kommendes zu sagen, aber das lag ihm nicht. Er erhob sich und nahm mit einer tiefen Verbeugung die Hand, die ihm Ulrich Brandenburg hingestreckt hatte. „Ich wußte, daß ich nicht vergeblich zu Ihnen kommen würde.“

„Und dann“, fuhr Brandenburg fort, als habe er nicht gehört, „werden also auch Sie wieder auf einer anderen Basis in meinem Betrieb eintreten?“

Flip zögerte. Dann sagte er etwas, das sich ganz heimlich in den letzten Wochen in ihm vorbereitet hatte: „Kam, Herr Doktor. Ich glaube nicht, daß ich mich für die journalistische Laufbahn recht eigne.“

„Sehen Sie mal an!“ Ulrich Brandenburg sah ihn prüfend an. „Und was wollen Sie machen? Vermutlich in den Betrieb Ihrer Tante hineingehen?“

„Vielleicht“, wich Flip aus.

„Na, das wäre auch meiner Ansicht nach das Beste, was Sie tun könnten.“

Flip lag eine andere als seine eigene Zukunft am Herzen: „Übrigens, Herr Doktor, eine Grundbedingung für den Kauf der „Lebensfragen“ wäre, daß Sie den Hauptschriftleiter, Herrn Globias, mit übernehmen.“

„Das ist naheliegend und beinahe selbstverständlich“, bemerkte Ulrich Brandenburg entgegenkommend.

Als Flip mit Theo Brandenburg wieder in dem langen Korridor stand, atmete er tief auf. „Uff, das hätte geklappt!“

Sie gingen nach dem Lift. Plötzlich blieb Flip stehen: „Brandenburg, ich glaube, jetzt habe ich redlich eine Belohnung verdient, was? Wissen Sie, was ich jetzt tun werde? Ich werde Ofse Sörelund nachfahren und sie in Berchtesgaden treffen. Und ich schlage Ihnen vor, Sie fahren mit.“

„Nanu, auf einmal?“ lachte Brandenburg auf.

„Gar nicht auf einmal, Brandenburg. Eigentlich haben wir uns doch immer ganz gut verstanden. Und gerade wegen Ihrer Kusine sollten wir uns noch besser verstehen. Außerdem haben Sie doch gestern selbst den Vorschlag gemacht, daß wir sie mit vereinten Kräften dem Amerikaner ausspannen sollten. Also?“ Flip hielt ihm die Hand hin.

Theo Brandenburg schlug ein. Sie beschlossen, am Freitag in Brandenburgs Wagen die Fahrt nach Berchtesgaden anzutreten. Und gerade an diesem Tag entführte Thomas Mac Farland Ofse Sörelund in das „Ull“, das ihr so überaus gut gefallen hatte — nach dem Forsthaus Nienach im pfälzischen Wald.

12.

Die beiden Wagen, der deutsche und der amerikanische, fuhren in mäßigem Tempo durch die Bergwelt Bayerns. Es wäre Sünde gewesen, an all den herrlichen Naturwundern des Hochlands mit flüchtigen Augen vorbeizujagen. Man ließ sich Zeit. In Füssen blieb man die Nacht von Montag auf Dienstag. Bereits in Garmisch-Partenkirchen schob man einen Ruhetag ein, um mit der Schwebbahn hinaufzufahren in das Schneegebiet der Zugspitze. Das flüchtige Wild der „Lebensfragen“ blieb in dieser Gegend ziemlich verschont von erkennenden Blicken, nur in Garmisch gab es wieder eine Handvoll Formulare zu unterschreiben. Dann ging es an den weißgrau blinkenden Schroffen des Wetterstein und Karwedel vorbei nach Rosenheim, wo man sich nachmittags König Ludwigs Schloß im Chiemsee ansah. Das war am Donnerstag.

Dieses ganze Land war von einer erhabenen Ruhe erfüllt. Die Reinheit der frischen, herb durchwürzten Bergluft tat über die Wagen wohl, man mußte sie mit geschlossenen Augen atmen und tief in sich strömen lassen wie ein wundervolles Heilmittel.

Grietje saß noch immer im Farlandwagen, noch immer fuhr Sciajola mit Ofse voraus. Aber sie rannten nicht mehr, sie glitten durch das Land, schwiegen, tranken mit Mund und Augen und saßen.

In Rosenheim erwachte dann wieder der Kampf, ein gesälliger Kampf indes, der sich allem anderen anpaßte, ein Kampf, der zwischen zwei hübschen jungen Frauen ging, die sich gegenseitig zugetan waren, und von denen die eine eine Intrige erkannte, die sich die andere in still-

schweigendem Einverständnis und dankbar vor allem gefallen ließ, weil sie dadurch davor bewahrt wurde, aus eigenem Willen die mit Stolz verkleidete Schwäche zu entblößen.

Das zwischen Grietje und Thomas Mac Farland geschmiedete Komplott sollte am Freitag zur Ausführung gelangen. Dazu war nötig, daß Osse an diesem Tag, an dem Berchtesgaden erreicht werden sollte, in dem Farlandswagen fuhr. Grietje machte diesen Platzwechsel, der schon lange der geheime Wunsch von Osse selbst war, der Freundin mundgerecht.

Sie sagte so beiläufig: „Du fällst immer über den Farlandwagen her, Osse. Bei jeder Gelegenheit machst du ihn schlecht. Du urteilst wie der Blinde von der Farbe. Setz dich doch einmal selbst hinein und überzeuge dich, wie glänzend er fährt.“

Schön, Osse, in dieser Stunde noch ahnungslos, ging auf den Vorschlag ein. Sie wollte es die kurze Straße nach Berchtesgaden mit Mr. Harold Hennley versuchen.

Das Frühstück im „Goldenen Hirschen“ in Rosenheim beendete Grietje als erste. Kaum hatte Sciasola den letzten Schluck seiner Tasse ausgetrunken, so zog sie ihn schon mit sich auf die Straße, wo die Chauffeure bereits mit den beiden Wagen warteten. Als fünf Minuten später Osse mit Thomas Mac Farland auf die Straße trat, war der deutsche Wagen schon verschwunden, und Osse fiel es nicht auf, daß der Farland nach der verkehrten Richtung stand. Der Chauffeur steuerte, er war im Bilde. Osse und Thomas Mac Farland saßen in Fond, zunächst schweigend.

Als sie auf die freie Landstraße kamen, bemerkte Osse, immer noch ohne Argwohn: „Fahren wir nicht falsch? Das ist doch dieselbe Richtung, aus der wir gestern gekommen sind.“

Gleichzeitig versetzte Thomas Mac Farland: „Ja, es ist dieselbe Strecke, aber wir werden gleich abbiegen.“ Sein Gesicht glänzte vor Scheinheiligkeit.

Sie bogen ab, aber nicht nach Süden, sondern nach Norden. Osse sah vor sich statt der Berge um den Königssee die Ebene nach München. Sie wurde nicht unruhig, einige Male nur sah sie zurück, einige Male setzte sie zu einer Frage an, dann waren Nase und Kinn unbewegt geradeaus gerichtet, und die Lippen lagen so fest aufeinander, als beabsichtige sie, in der nächsten Stunde kein Wort zu sprechen.

Osses Gesicht drückte eine leise Neugier aus, als erwarte sie etwas, das aus der Ebene auf sie zukommen müsse. Später sprang ab und zu ein Gesprächsfragment auf, etwa so:

Osse, mit gelassener und natürlicher Stimme: „Jetzt meine ich, müßte man doch bald den Waghmann und den Untersberg und all die anderen Berge sehen, von denen Sciasola so viel erzählt hat.“

Thomas Mac Farland vertröstend: „Oh, sie werden sicherlich bald zu sehen sein, Miß Söreland.“

„Wertwürdig ist, daß Sciasola so rasch mit seinem Wagen abgefahren ist.“

„Er liebt Berchtesgaden so. Er hat Sehnsucht, es bald zu erreichen.“

Osse mit verstellter Besorgnis: „Wenn Sie nur nicht wieder mal falsch gefahren sind, Mr. Harold Hennley.“

„Ich glaube nicht, daß ich falsch gefahren bin, Miß Söreland.“

Osse, nicht ohne Nebenbedeutung: „Ich hoffe, daß Sie diesmal wenigstens richtig gefahren sind. Es wäre sonst eine Blamage für Sie, Mr. Harold Hennley.“

Thomas Mac Farland sandte einen raschen Blick nach ihr. Ein leises Mißtrauen stieg in ihm auf. Und daß sie den Namen Harold Hennley immer mit solch unendlich niederträchtigem Nachdruck heraushob, kam ihm nicht recht geheuer vor.

Zwischen solchen, in englischer Sprache geführten Fragmenten sah Osse zurückgelehnt, voll Behagen bis in die Fingerspitzen, und dachte: „Grietje ist doch ein kleines Scheusal. Wie kommt sie dazu, mich so einfach entführen zu lassen! Das hätte ich ihr gar nicht zugetraut. Nun,

vielleicht ist es auch eine geheime, von Flip distillierte Nuance des Wettbewerbes. hm, eher ist es eine Nuance, die sie selbst Flips wegen eronnen hat. Na, immer zu! Ich halte still. Ich bin sehr gespannt. Es ist wunderbar!“

Münchens Silhouette taucht auf.

„Berchtesgaden?“ forschte Osse voll abgründiger Harmlosigkeit.

„Berchtesgaden?“ fragte Thomas Mac Farland den Chauffeur am Steuer.

„München“, gab der Chauffeur zurück und grinste vor sich hin.

„München“, sagte Thomas Mac Farland, indem er sich zuvorkommend Osse zuneigte.

„Aha, man muß also über München fahren, wenn man von Rosenheim Berchtesgaden erreichen will“, sagte Osse zufrieden und lehnte sich zurück, bis in die Fingerspitzen voll Behagen und einer köstlichen Neugier. Wie schön war es, sich von Mr. Harold Hennley überraschen zu lassen.

Sie ließen München hinter sich. Der Chauffeur fuhr ein scharfes Tempo auf den herrlichen, schnurgeraden Straßen. Gegen drei Uhr baute sich das Amphitheater Stuttgarts vor ihnen auf. Als Osse den massiven Vierkanturm des Bahnhofs sichtete, frohlockte sie heimlich.

Thomas Mac Farland, der überlegene Entführer, war inzwischen von der Unruhe befallen worden, die er eigentlich von der Entführten erwartet hatte. Warum stellte sie keine Frage? Sie mußte doch schon längst bemerkt haben, daß irgendein Unternehmen gegen ihre persönliche Freiheit am Werke war. Warum begehrte sie nicht auf, versuchte sie nicht, wenigstens aus dem Wagen zu springen? So etwas hatte er erwartet, darauf wäre er vorbereitet gewesen. Ihre stille, geradezu sanfte Ruhe kam ihm beinahe unheimlich vor.

„Stuttgart“, sagte sie ohne jeden Beifall in der Stimme und deutete auf den Turm. „Wir machen hier doch eine Rast? Ich bin schrecklich steif. — Himmel, Mr. Hennley, dieser Sciasola muß die Karte falsch gelesen haben. Er sagte etwas von einer Stunde, die wir bis Berchtesgaden brauchen, und wir sind jetzt schon fünf Stunden unterwegs. Oh, ich hoffe, daß wir heute noch in dieses Gebirgsnest kommen!“

Thomas Mac Farland hörte nicht das unterdrückte Richern. Er war voller Unbehagen und Groll.

Sie aßen im Stadtparkrestaurant und fuhrten nach einer knappen Stunde weiter. Thomas Mac Farland steuerte jetzt, und Osse saß neben ihm.

Als der Wagen ins Neckartal kam, jubelte sie auf: „Oh, Mr. Hennley, Sie drehen den Film, den Sciasola vorwärts gedreht hat, rückwärts! Ich wette, Sie wollen jetzt den Rhein hinauf bis ans Meer fahren. Und vom Meer aus? Wo wollen Sie da hinfahren? Nach Manchester? In Ihre Baumwollspinnereien?“

Thomas Mac Farland preßte die Lippen zusammen, sein Gesicht stand trotzig überm Steuer. Er konnte nicht antworten. Osse war ihm unheimlich in ihrer Überlegenheit.

Auch Osse schwieg wieder. Die Sonne stand schon hinter den Bergen. Vom Fluß herauf stiegen dünne, süßliche Nebel. Sie schauerte ein wenig zusammen. Ganz langsam, unmerklich glitt sie näher an Thomas Mac Farlands Seite, bis sie mit ihrer Schulter fest an der seinen lag. Sie drehte ihm das Gesicht zu und lächelte, als sie sein wuchtiges männliches Profil sah. Das Lächeln vertiefte sich. Jetzt waren alle ihre Züge aufgelockert, nichts mehr von Stolz und Unnahbarkeit war darin. Der Kopf neigte sich ein wenig auf die Seite, es sah aus, als wolle er auch auf die breite Schulter des Mannes sinken. Dann wurde er wieder energisch zurückgenommen und das Gesicht nahm Sammlung an. Aber sie blieb an der wärmenden, schützenden Schulter des Mannes liegen.

(Fortsetzung folgt.)

Der echte Rembrandt.

Novelle von Jan Walsh.

„Ach ja,“ sagte Herr van Been und strich sich mit toletter Gebärde den selbstigen Spitzbart, „ich glaube schon, lieber Helderman, daß es seinen Ruhm hat, alte Meister zu kopieren, Rembrandt, Frans Hals . . . Gewiß. Aber . . .“ und hier holte er tief Atem und er schien nur mühsam eine aufsteigende Erregung zu bekämpfen.

„Aber,“ wiederholte er langsam, „einen neuen Rembrandt machen . . . einen neuen . . .“

Dann schwieg er. So wie jemand, der nach anstrengendem Aufstieg eine Höhe erreicht und plötzlich eine wunderbare Aussicht vor sich hat.

Auch Helderman schwieg. Der arme Maler sah den mächtigen Kunsthändler gespannt an. Dann fuhr dieser fort:

„Hören Sie mal zu, Helderman. Es geht schlecht mit dem Verkauf. Was in diesen Zeiten kein Wunder ist. Ihre Bilder auf eigenes Risiko laufen, das kann ich nicht. Sehen Sie alle die Bilder dort stehen; vor einem halben Jahr standen sie auch da, wenigstens die meisten davon. Denken Sie nun an die Ausstellungskosten, an die Miete usw. Also — so kommen wir nicht weiter. Ich habe darüber nachgedacht, was man für Sie tun könnte. Sie sind ein tüchtiger Kerl, ein brillanter Techniker. Sie verstehen viel von alten Bildern, alter Farbe . . . kurz: machen Sie einen Rembrandt!“

Helderman lächelte peinlich und ungläubig.

„Malen Sie einen Rembrandt, Helderman,“ fuhr van Been fort, indem er das eine Bein über das andere schlug und einen heiter angeregten Ton annahm, durch den er dem ernstgemeinten Vorschlag zugleich einen komischen Anstrich geben wollte, „das wäre ein großartiger Reinfall für das Snobtum. Und Sie können es. Sie bereichern die Welt um ein schönes Gemälde, um ein großes Kunstwerk. Ein Werk, das eben gut ist an und für sich, ganz gleich, was für ein Name darunter steht. Beträgt man die Welt damit? Nein! Höchstens in einer Beziehung, die mit der Kunst selbst nichts zu tun hat: mit der Signierung . . . Lassen wir sie einmal fein hineinschlidbern! Was meinen Sie dazu?“

Van Been zündete sich gemächlich eine Zigarre an, wobei er den andern noch einmal unbefangen fröhlich ansah. „Ich werde Sie anständig bezahlen. Und Sie bekommen sofort tausend Gulden Vorkauf.“

Das letzte war auch ein Argument. Und ein starkes. Heldermans Gesicht verzog sich noch einmal, schmerzlich und schnell, als ob er einen unangenehmen Bissen herunterwürgte. Dann sagte er:

„Also schön. Mir ist alles gleich.“

Diese Formulierung bewies, daß ihn die ganze Argumentation, die dem Angebot der tausend Gulden vorangegangen war, erheblich weniger überzeugt hatte als dieses selbst.

Das Gemälde erforderte einen Monat Arbeit. Weniger wäre respektlos gegenüber dem großen Meister gewesen. Aber dann war es auch so vollendet, wie es nur sein konnte. Das Bild war echt, die Hell Dunkelmannier war echt; es stellte eine biblische Szene dar und war in jeder Hinsicht ein Rembrandt. Auch die Handzeichnung ließ nichts zu wünschen übrig. Es ist richtig, ein Expert, der sich daran gemacht hätte, die Farbe aufzuweichen, würde bei diesem Prozeß gemerkt haben, daß sie noch keine drei Jahrhunderte alt war. Aber so weit würde wohl niemand gehen. Immerhin . . . möglich war es schon . . . Dies überlegte auch van Been. Und die Folge war, daß es ihn zu reuen begann. Und daß er plötzlich in Heldermans Atelier erschien und erklärte:

„Ich tue es nicht. Ich finde es gemein.“ Und schamhaft schlug er die Augen nieder. „Ja, lieber Freund, — Sie haben Ihre Arbeit getan, und ich habe Sie auch dafür entlohnt. Und Sie sollen noch mehr haben, wenn es mir gelingt, das Bild einmal gut zu verkaufen. Aber — eine falsche Signierung, das wäre doch eine häßliche und gefährliche Sache, nicht wahr! Wissen Sie, was Sie tun sollten? Sie geben hier, über den Namen, einfach ein bißchen Farbe. So im Ton der Umgebung, und dann lasse ich das Bild gleich abholen. Sie finden das anscheinend ein bißchen sonderbar . . . und das ist es vielleicht auch. Aber eine falsche Unterschrift auf einem Gemälde oder auf einem Wechsel, das ist doch eigentlich dasselbe.“

Und wieder hatte van Been den Maler überzeugt.

Wenige Tage darauf wurde das namenlose Bild, sorgfältig verpackt, an die Adresse eines Kollegen van Beens nach New York expediert. In der Zollklärung war angegeben: „Modernes Gemälde, ungezeichnet.“ Das war alles vollkommen in Ordnung.

Aber nun ereignete sich das Wertwunderliche, daß die Zollbehörde in New York noch vor der Ankunft des Schiffes ein Telegramm empfangen aus einem Dorf irgendwo in der Nähe von Utrecht, unterzeichnet J. Klaasen, und darin stand: „Mit Dampfer „Prinzessin Juliana“ ist ein ungezeichnetes Gemälde verschifft, deklariert als moderne Arbeit. Es ist aber ein Rembrandt.“

Die Zollbeamten waren auf der Hut, als das Boot mit der intimierten Ladung eintraf. Der große Verschlag wurde ausgeladen und mußte in Gegenwart des Sohnes des Kunsthändlers im Zollschuppen geöffnet werden.

Als das Gemälde ausgepackt war, betrachtete es der Zollinspektor mit allen Akzidenzen eines Kenners, prüfte die Lichteffekte, die Farben, die etwas unhistorisch gellebten Frauengestalten. Dann fragte er mit dem unverhohlenen Mißtrauen, daß kein anständiger Mensch einem Mitmenschen gegenüber so offen an den Tag legt, das aber bei einem Zollbeamten zur Amtskleidung gehört:

„Das ist ein modernes Gemälde?“

„Ja, gewiß,“ sagte der Kunsthändlersohn.

„Künstler unbekannt?“

„Ja — mir wenigstens. Das kann ich beschwören.“

„Schwören Sie lieber nicht,“ sagte der Zollinspektor grimmig. „Wir werden einen Experten dazuholen.“

„Weshalb wollen Sie uns denn schikanieren,“ wandte der junge Mann ein, „wir haben Hunderte von Bildern aus Holland importiert. Neunzehn holländische Künstler arbeiten für uns.“

„So,“ sagte der Zollbeamte. „Und handeln Sie niemals in alten Gemälden?“

„Nun ja,“ antwortete der andere, anscheinend etwas verwirrt, „das kommt natürlich auch mal vor.“ —

Zu der feierlichen Untersuchung erschien auch der Vater des jungen Mannes in eigener Person, aufgeregt und enttäuscht, was die Zollbeamten als schlechtes Gewissen deuteten. Der Expert war ein erstklassiger Rembrandt-Kenner. Er ließ die Drähte von dem Bild entfernen und suchte nach der Abbildung eines Meilensteines in der rechten Ecke. Rembrandt pflegte oft auf solchen Steinen zu signieren. Aber der Stein war hier etwas unwahrscheinlich unter Moos verborgen. Nun, ein erfahrener Rembrandt-Spezialist gleitet auf solch einem bißchen Moos nicht aus. Er holte ein kleines Fläschchen aus der Tasche und rieb etwas von der Flüssigkeit vorsichtig über den Stein. Das Moos verschwand und darunter kam zum Vorschein . . .

Nun, wir wissen schon, was zum Vorschein kam. Es war ein Triumph der Wissenschaft. Das Porträt des Experten stand am nächsten Tag in allen amerikanischen Zeitungen. Das Gemälde auch. O diese raffinierten Kunsthändler!

Ja, der Mann protestierte noch; bot Himmel und Hölle auf, erklärte immer wieder, daß das Bild von keinem einzigen Rembrandt-Forscher beschrieben sei. Nun, der Fund war darum um so bedeutungsvoller, der Wert um so größer und die Buße auch. Es war ein Rembrandt, eine unverkennbare Schöpfung des Meisters, die man mit einem hinterlistigen Trick zu schmuggeln versucht hatte, um den hohen Einfuhrzoll zu sparen.

Aber nun hatte man einen gefaßt. Der Kunsthändler erhielt eine exemplarische Strafe: zwanzigtausend Dollar Strafe mußte er bezahlen. Er bezahlte und protestierte nicht weiter.

Aber er verlangte und erhielt eine Quittung, — ein staatliches Schriftstück mit der Bestätigung, daß das Gemälde ein echter Rembrandt war.

Muß man noch nachtragen, daß das Bild zu einem hohen Preise weiterverkauft wurde und drei Parteien geholfen war?

Komplimentierkunst.

Wie die Deutschen die Höflichkeit lernten.

Von Dr. Friedrich Eppren.

Man klagt heute allenthalben darüber, daß die Höflichkeit aus der Welt verschwinde. Besonders die Jugend befehlige sich mit Vorliebe eines „rauen, aber herzlichen“ Tons. Diese frische Natürlichkeit im Umgang mag manches Gute haben; sie zerstört aber auch vieles Feine und Barte der Kultur, das mit dem „schönen Schein“ eng verknüpft ist. Bevor die Deutschen, die stets ein etwas berbes Volk waren und im Ruf der Grobheit standen, jene abgeschliffenen und vornehmen Lebensformen erlernten, die das Zeitalter unserer Klassik und Romantik auszeichneten und die jetzt immer mehr verblasen, sind sie durch eine strenge, heute komisch wirkende Schule gegangen, die der Komplimentierkunst. Es ist gewiß interessant, diese Zeit uns als ein trasses Gegenbild der unserigen zu vergegenwärtigen. Wenn wir auch freitlich

nicht in diese Welt des Paroas zurückversinken wollen, so gibt die Schilderung dieser Episode deutscher Kultur doch eine Vorstellung von den verschlungenen Pfaden, auf denen sich der Aufstieg deutschen Wesens vollzog.

Nach dem Chaos, das der 30jährige Krieg hinterlassen hatte, bildete sich langsam eine neue Umgangssprache nach fremden Vorbildern. Diese Nachahmung zeigte sich am deutlichsten in der Aufnahme einer ungeheuren Menge von Fremdwörtern, die aus dem kräftigen Lutherdeutsch ein bunteschelliges Mischmasch machten. Dagegen erhoben sich schon im 17. Jahrhundert die Sprachgesellschaften, blieben aber in einem schwerfälligen, schwülstigen und umständlichen Stil stecken. Eine solche Ausdrucksweise war aber dem Menschen jener Zeit genehm, der sich unsicher und tastend in einer Welt des Brunnis und Scheins zurechtzufinden suchte. Die „Klugheitslehren“, die Anleitung zur „Zeremonialwissenschaft der Privatpersonen“, vielgelesene Bücher, aus denen man für sein Fortkommen Nutzen zog, betonten das Äußerliche und empfahlen die Heuchelei, wie z. B. „Verstecke dich und gib dich nicht bloß“. Stehst du bei vornehmen Leuten in Gnaden, so unterwirf dich ihren Befehlen, aber nimm dein Interesse dabei wohl in Acht! Der einflussreiche Herr von Rohr, dessen „Zeremonialwissenschaft“ das Brevier der eleganten Leute in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts war, beklagt zwar, „daß Galanterie, Mode und Weltmanier sich fast über die göttlichen und natürlichen Rechte erheben wollen“, ergeht sich aber dann in den genauesten Angaben über das Zeremoniell, über die Feinheiten der Rangordnung und des Titelsystems, über die wirkungsvollsten Schmeicheleien und die devotesten Ehrenbezeugungen. Der Ausdruck solch innerlich leeren Benehmens war die ebenso hohle Kunst des Komplimentierens, die lange als feine Sitte und guter Ton galt. Nur das „Kompliment“ verschaffte Zutritt in die gute Gesellschaft.

Vertiefen wir uns in eins der vielen Komplimentierbücher, die um die Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert in aller Hände waren, so hören wir die Herren in der Allongeveräde und die Damen im Reifrock sprechen, langsam, gravitatisch, atemraubend und schier endlos, und sehen die tiefen Verbeugungen, die steifen Krafthüfte, die langen Handflüsse, die ausladenden Bewegungen vor uns, mit denen sie diese verschörfelten Sägungeheuer begleiteten. „Komplimentieren“, sagt Joh. Georg Neulirch in seinen „Politisch-moralischen Maximen“, „heißt eigentlich, seines Herzens Meinung mit höflichen, leutseligen und liebevollen Worten sagen, wo Leute, so nicht zu leben wissen, auf eine hochmütige, unhöfliche, rauhe und launische Art vorbringen. Derjenige, so in der politischen Welt lebet oder mit politischen und honetten Leuten einen Umgang pflegen will, muß sich auch dergleichen Art im Umgang gleichförmig bezeigen, welcher sich honette Personen bedienen und wozu ihn Tugend, Ehre und Wohlstand verbinden.“ Man gebraucht sie nur bei Anfang und Schluß der Konversation und niemals gegen geringe Leute. So ist es unstatthaft, zu der Dienstmagd zu sagen: „Mademoiselle, wollen Sie Ihren Diener nicht so glücklich machen und die Schuhe putzen, ich werde dafür bei aller Gelegenheit Proben eines erkenntlichen Gemütes ablegen“, sondern es heißt: „Susanna, putz mir meine Schuhe!“ Es gibt große oder „solenne“ und kleine oder alltägliche Komplimente. Die großen werden hochgestellten und gelehrten Personen gegenüber, auf Reisen und Universitäten, bei Festen und Feierlichkeiten angewendet, die andern in gewöhnlichem Umgang. Die ersteren müssen eine genaue Disposition und einen nach den Gesetzen der Redekunst angelegten Aufbau haben; sie besitzen eine Einleitung, eine Begründung, eine Ausarbeitung, ebenso das Gegenkompliment; es können mehrere Komplimente verbunden werden, auf die dann mit ebensoviel Gegenkomplimenten geantwortet werden muß. Wählen wir ein einfaches Beispiel: Jemand will aus einer Gesellschaft ausbrechen. Dabei hat er ein Kompliment in vier Absätzen zu machen: 1. Entschuldigung. 2. Dank. 3. Bitte um Gegenbesuch. 4. Empfehlung. Er spricht mit obligaten Reverenzen also: „Es ist schon ziemlich spät und ich mißbrauche meines Patrons Güte allzu sehr, indem so lange Angelegenheiten gemacht habe. Will mich also gehorsamst beurlauben und von die viele Güte und Höflichkeiten, so als ein Unwürdiger überflüssig genossen habe, ergebensten Dank abgestattet haben. Bitte, mir Gelegenheit zu geben, solche durch selbstbeliebige Gegendienste erwidern zu können, womit zu deren ferneren Gewohnheiten mich gehorsamst empfehle und Ihnen allerseits eine angenehme Ruhe wünsche.“ Dieses Kompliment ist einfach und kurz gegen die seitenslangen Begrüßungen oder Danksagungen, die man einer Exzellenz „für eine Beförderung zum Hofrat“, bei der Erlangung der Doktorwürde durch seinen Sohn, oder gar erst dem Fürsten bei einer Audienz darbringt.

Die barocken Komplimente werden im ersten Viertel des 18. Jahrhunderts abgeschliffen und des Schwulstes möglichst entkleidet. Neulirch verweist den Stil der früheren Komplimente als zu hochtrabend und unnatürlich, so die folgende Anrede an eine Schöne: „Mademoiselle, ich weiß nicht, wie ich heute zu dem Anverwandten und längst gewünschten Glück kommen bin, das gewärtigt werde, diesen in der Nähe zu verehren, die ich bisher nur von fern zu bewundern das Vergnügen gehabt. Die zu

Ihnen tragende Hochachtung zwingt mich, frei zu bekennen, daß das Feuer unauslöschlich sei, welches Ihre schönen Augen in meinem Herzen angezündet. Der Berg Atna hat nicht so viel Blut in sich als meine Brust Flammen reiner Liebe. So zärtlich liebte nicht Hercules seine Omphale und der Jason seine Medeam als ich meinen auserwählten Engel. So begierig lehrt sich nicht der Compaß nach dem Polarstern, so kräftig zieht kein Magnet das Eisen, als dero Annehmlichkeiten meine treue Seele. Sie sind meine Sonne, die mich belebet, mein Leitstern, der mich beiselet und vergnügt. Darum bitte mir nichts mehr aus als das Gold Ihrer Gegenliebe und den Diamant Ihrer Treue und Beständigkeit usw.“ Stattdessen empfiehlt Neulirch das folgende Kompliment, das sich schon dem Stil des Rokoko nähert: „Mademoiselle, wo schreibe das Glück hin, das mir an diesem Tage so unermutet widerfährt, ein so geliebtes und angenehmes Frauenzimmer anzutreffen und dieselben bei so erwünschtem Wohlergehen zu bewillkommen. Ich schmeichle mir auch der süßen Hoffnung, aus dero goldem Munde zu vernehmen, daß in dero gütigstem Andenken wohl angeschrieben stehe, warum auch in Zukunft ergebenst bitte und zu dero Befehlen recommendiere.“ Worauf sie erwidert: „Es ist eine Ehre für mich, dieselben so unverhofft bei selbst erwünschtem Wohlergehen anzutreffen und wie solches nach dem Wunsche meines Herzens vollkommen erfüllet sehe: also wünsche darin beständige Continuation und verifiziere dieselben meiner Gewogenheit.“ Es ist zu hoffen, daß sich das Gespräch nach solchen Präliminarien dann ungezwungener bewege, aber zweifellos ist der ganze Verkehrston von diesen Floskeln stark beeinflusst worden. Denn die Komplimente wurden nicht nur bei Anmeldungen und Aufwartungen, bei Danksagungen und Kondolenz, bei Gratulationen und Visiten, sondern auch bei Gesellschaften und Bällen, ja im Kreise der Familie angewendet. Die Aufforderung zum Tanz erfolgte um 1725 also: „Mademoiselle, Sie werden mich sehr verbinden, wann Sie gütigst erlauben, daß mit Ihnen eine Menuett tanze, vor welche Güte von Ihnen allemal Ihr verbundenster Diener sein werde.“ Und sie nimmt mit dem kurzen Kompliment an: „Monsieur, meine Geschicklichkeit im Tanzen erstreckt sich zwar nicht gar weit, doch will, Ihnen zu willfahren, lieber eine schlechte Tänzerin als ungehörigste Dienerin von Ihnen sein.“ Danksagungs-Kompliment des Herrn und Gegenkompliment der Dame im gleichen Stil. Will man ein „Frauenzimmer“ nach einer Gesellschaft nach Hause begleiten, so hat man ebenfalls ein Kompliment auf Lager. Schlägt sie aber die Bitte ab, dann soll der Herr nicht weiter in sie bringen, sondern sich also empfehlen: „Mademoiselle, so soll denn nicht die Ehre haben, dieselben nach Hause zu begleiten, so will zu dero Befehlen mich recommendieren und gehorsamst gebeten haben, allen Fehlern hochgeneigt nachzusehen, die etwa in Unterlassung meiner schuldigen Dienste diesen Tag über begangen habe. Sie ruhen wohl und bleiben Ihrem Diener gewogen.“ Die Komplimente in der Familie sind leicht und kurz, wenn nicht etwa Vater oder Brüder hohe Standespersonen sind, die ihrer Würde nach angerebet werden müssen. Man sagt nach gemachter Reverenz ganz einfach: „Ich bin von Herzen erfreut, den Herrn Vater (Frau Mutter, Bruder, Schwester) bei Gesundheit und vollkommenem Wohlbefinden anzutreffen und wünsche, daß Gott zu meiner größten Freude und Trost bis in das späteste Alter damit fortfahren wolle.“

Diese ewigen Formeln der Entschuldigung, Untertänigkeit, diese völlig floskelhaften Wünsche und Beteuerungen verschwanden nur langsam aus dem deutschen Umgangston, erhielten sich noch länger im Briefstil, in dem letzte Reste der Anrede und Unterschrift noch heute fortklängen. In den moralischen Wochenschriften wird die Gesprächsform schlichter, natürlicher, aber noch im Roman um die Mitte des 18. Jahrhunderts sind diese verschörfelten Redensarten nicht überwunden, verzieren wie bunte Papierblumen die Reden der Wielandschen Roman-Nichtsen, dem galanten Bößchen entsprechend, das ihnen im Nacken hängt. Erst die berbe Burckholtsität, die übertriebene Natürlichkeit des „Sturm und Drang“ hat diese Formen und Formeln völlig gesprengt und für die feine und doch ungezwungene Konversation der klassischen Zeit die Grundlage geschaffen.

☪☪☪ Scherz und Spott ☪☪☪

Man sprach von Kunst.

„Ich kannte einst einen Maler“, erzählte ein Herr, „der malte so realistisch ein Splinnenek in die Ede seines Zimmers, daß das Dienstmädchen eine Stunde damit zubrachte, um es abzuwischen!“

„Ausgeschlossen!“ gab man ihm lachend zur Antwort. „Wieso? Man hat schon manches von Künstlern gehört!“

„Schon möglich — aber nicht von Dienstmädchen!“
(Answers).